
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 218 Bydgoszcz / Bromberg, 23. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Plötzlich blieb er stehen; einen Steinmarder sah er herankommen, der einen Vogel erbeutet hatte. Ein Eichelhäher schien das zu sein, von dem Gesche einmal gesagt hatte, daß sie ihn leiden möge.

Deutlich sah Hinzpeter jetzt auf einem Flügel die blauweißen Streifen. Irgendwie empfand er die Tat des Marders als ein Unrecht an Gesche, das er sühnen mußte. Er entsicherte und riß die Büchse an die Backe. Doch zum Schuß kam er nicht. Der Marder hatte wohl die hastige Bewegung gemerkt; er war mit seiner Beute verschwunden, als habe ihn der Erdboden verschluckt. Eine Viertelstunde wartete Hinzpeter und hoffte, daß der Räuber wieder auftauchen sollte, dann ging er vorsichtig weiter am Graben entlang. Endlich gab er die Suche auf. Veilchen fielen ihm auf, die zwischen Brombeerranken und Ginsterbüschen wuchsen. Da dachte er daran, daß er Gesche einen Feldblumenstrauß mitbringen könnte. Sie würde sich vielleicht freuen, wenn sie merkte, daß er auf seinem Pürschgange ihrer gedacht hatte. Doch das Pflücken zwischen dem Gestrüpp war ziemlich mühselig, es dauerte lange, bis er einen Strauß beisammen hatte.

Dort unter den hellbraunen, verdorrten Brombeerranken des Vorjahres standen noch einige schöne Blüten. Er bückte sich — und prallte im nächsten Augenblick entsetzt zurück, ohne daß er sich gleich klar darüber war, was geschehen war.

Schnell aber begriff er.

Ein Schuß war gefallen! Aus seiner Büchse! Er hatte vergessen, nach der Begegnung mit dem Marder zu sichern. Nun war er beim Bücken wohl mit dem Abzug an eine Ranke gekommen. Der Schuß mußte haarscharf an seinem Kopf vorbeigegangen sein.

Er fühlte, wie das Blut in seinem Körper flutete. Fast wunderte er sich darüber. Im Kriege war er täglich in viel größerer Gefahr gewesen, ohne daß er sie noch sehr beachtet hatte. Benommen ging er weiter. Die Jagd war ihm verleidet; er beschloß, sie abzubrechen. Oder suchte er nur nach einem Grund, um früher nach dem Fischerhause gehen zu können? Er war ehrlich genug, sich das einzugestehen. Wenn morgen auch erst Gesches Geburtstag war, so sah er doch keinen Grund, weshalb er sie nicht heute nach ihrer Rückkehr aus Hamburg schon begrüßen sollte.

Aber eine Enttäuschung wartete auf ihn. Die Haustür war verschlossen. Niemand war daheim. Er befestigte den Veilchenstrauß an der Haustür — Gesche würde schon den Besucher erraten — und wollte umkehren. Da fiel es ihm ein, daß er sich noch einmal die Schilfhütte ansehen könnte; Schorsch hatte gestern noch das Geländer davor angebracht.

Vor der Hütte traf er Gesche. Sie wurde rot.

„Das kommt davon, Herr Hinzpeter, wenn man auf verbotenen Pfaden wandelt, dann wird man ertappt. — Morgen sollte ich erst in die Hütte sehen, aber weil Vater doch wieder auf der Flechtensuche ist, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen. Sie wissen: die weibliche Neugierde! Zwar hat mein Vater den Schlüssel verwahrt, aber von außen kann ich den Bau wenigstens sehen. — Wunderschön ist es hier. Von Ihnen verlange ich aber das Versprechen, daß Sie mich nicht verraten."

„Das Versprechen will ich Ihnen gern geben."

„Was haben Sie mit Ihrem Hut gemacht, Herr Hinzpeter?"

„Mit meinem Hut? — Ich weiß nicht —"

Zwei Schußlöcher waren im Filz. Der Schuß war quer hindurchgegangen.

„Fräulein Fabrizius, ich hatte mir vorgenommen, Ihnen von meinem dummen Abenteuer nichts zu sagen, aber nun muß ich wohl oder übel beichten. Ich spiele keine Heldenrolle in der Geschichte."

„Kommen Sie ins Haus!"

Als sie ihm dort für den Strauß dankte, sagte er: „Ja, weidmännischer Leichtsinn und diese Veilchen sind die Ursache, daß mein armer Filz hat dran glauben müssen."

In kurzen Worten erzählte er, er tat, als sei die Sache sehr unschuldig und harmlos gewesen.

Gesche war sehr bleich geworden.

„Und wenn die Mündung der Büchse einige Zentimeter tiefer gewesen wäre —?"

„Aber das ist doch nicht der Fall gewesen, Fräulein Fabrizius. Wir wollen uns nicht unterhalten über bloße Möglichkeiten."

Ihr stand das Wasser in den Augen. „Ich mag nicht daran denken —"

„Liebe, kleine Gesche, wäre es dir nicht gleichgültig gewesen, wenn —?"

Er hielt sie schon in den Armen.

„Lieb habe ich dich, Joachim!" Sie zitterte vor Scheu und Aufregung. „Wenn du getroffen worden wärest —"

„Aber ich bin nicht getroffen, sondern lebe und kann mich freuen! Horrido, ich habe meine Gesche!"

„Längst hättest du sie haben können. Manchmal habe ich geglaubt, du wolltest mich nicht. Nun ist alles gut, Joachim! Deine Frau will ich werden. Seit langem habe ich nichts anderes denken können. — Soll das morgen ein Geburtstag werden!"

„Da du von morgen sprichst: Du hast neulich einen Wunsch auf einen Zettel geschrieben. Würdest du ihn mir zeigen? Vielleicht ist es noch Zeit —"

„Du sollst ihn sehen."

Sie ging mit einem glücklichen Lächeln an den Schreibtisch. Stieg ihr ein verlegenes Rot in die Wangen?

„Du darfst selber den Umschlag öffnen. Und daß du's vorher weißt: deine Gesche schämt sich ihres Geburtstagswunsches gar nicht!"

Auf dem Zettel stand: „Joachim soll mich endlich fragen, ob ich seine Frau werden will."

„Komm, Joachim, ich will dir den Satz erklären. Setz' dich in den alten Fischerstuhl. Er hat Platz für uns beide. Du darfst mich auf deinen Schoß nehmen."

„Du machst mich neugierig, Deern. Fast habe ich den Eindruck, als wolltest du beichten."

„Etwas Ähnliches habe ich auch vor. — Denk' an die Stunde, als ich bei den Strohwischen ins Wasser lief. Nebenbei: ich weiß, daß es sich um mehr gehandelt hat als um einen Sprung in eine Pfütze. — So etwa habt ihr die Sache ja immer dargestellt. — Deine nassen Kleider sagten mir genug. Auch Schorsch hat darüber seine Gedanken gehabt. Wir wollen es offen aussprechen: du hast mich mit dem Einsatz deines Lebens gerettet. Daran ist nicht zu deuteln. Aber glaubst du etwa, daß mich der Gedanke bedrückte? Nur froh macht er mich. Kann es für eine Frau ein schöneres Wissen geben, als daß sie ihrem Mann ihre Tage verdankt?"

„Bausch nichts auf, Gesche!"

„Ich tu es schon nicht. Nur die Tatsache stelle ich fest. Aber etwas anderes wollte ich dir erzählen. Damals muß bei mir gleich die Besinnung weg gewesen sein, als ich den Boden unter den Füßen verlor. Von Angst und Grauen und Schreck weiß ich nichts. Und dann kam — auf dem Eise — das Erwachen aus der Bewußtlosigkeit. Wie soll ich dir das schildern? Es war, als käme man ganz langsam aus Dunklem ins Helle zurück. Ich hatte schon die Empfindung, daß ihr beide um mich wartet und euch mit mir abmühtet, ohne daß ich jedoch imstande gewesen wäre, ein Glied zu rühren oder die Augen zu öffnen. Aus weiter Ferne hörte ich eine Stimme. Deine war es. Ich verstand auch den Sinn deiner Worte, wenn es mir auch Mühe machte, den Schall sofort zu deuten. Vater sollte es mir nicht sagen, daß du mich gerettet hattest. Mittlerweile war ich dem Erwachen nähergekommen. Da sagtest du Vater den Grund deiner Bitte. „Ich will Ihre Tochter einmal fragen, ob sie meine Frau werden will." Laß es mich dir sagen, Joachim: diese Minute vor der Pforte in das Erwachen war die glücklichste meines Lebens. Und seitdem habe ich immer nur gewartet. Ein schönes Warten war es, du Schlimmer. An jedem Morgen — das ist wortwörtlich wahr — war mein erster Gedanke: Heute vielleicht! Und an jedem Abend — auch das ist wortwörtlich wahr — war vor dem Einschlafen mein letzter Gedanke: Morgen vielleicht! Verstehst du nun, daß ich glücklich bin? Und nimm mir meine lange Rede nicht übel. Mir liegt das Reden gar nicht, nur das Freuen!"

„Immer sollst du dich freuen, Gesche!"

Die Gartenpforte knarrte. Durch die grünen Büsche kam der Medizinalrat, den breitrandigen, schwarzen Schlapphut in der Hand.

Joachim wollte aufstehen.

„Sitzenbleiben!" befahl Gesche. „Die Tür ist offen."

So fand Doktor Fabrizius seine Tochter und Joachim Hinzpeter in dem alten Fischerstuhl. Nur einen Augenblick stutzte er.

„Da ist also wohl nicht mehr viel zu sagen", meinte er dann lächelnd und streckte beiden die Hände entgegen. „Ich sehe davon ab, Herr Hinzpeter, daß Sie noch in Worte kleiden, was —"

„Herr Hinzpeter heißt Joachim, Vater!"

„Also ich schenke sie dir, Joachim, und meine mit diesem „sie" nicht nur die Rede, sondern auch Gesche. Du hast ja schon von ihr Besitz genommen."

„Es ist umgekehrt, Vater. Wie du dich durch den Augenschein überzeugen kannst, habe ich von Joachim Besitz ergriffen. Wie wär's, wenn wir die Frage erörterten, wann mein Besitztitel grundbuchamtlich eingetragen werden soll?"

„Wenn ich dich recht verstehe, Mädel, spielst du schon auf deine Hochzeit an?"

„Du vermutest richtig. Aber es ist nicht nur ein Anspielen, sondern ein kräftiges Zupacken."

„Wie denkst du über den Fall, Joachim?"

„Ich sehe keinen Grund, der dagegen spräche."

„Da hätte ich also bald einen Sohn. An diese Tatsache muß ich mich erst gewöhnen. Gesche ist mit dieser Gewöhnung überraschend schnell fertig geworden.

Schorsch ging durch den Garten und brachte Unkraut nach dem Kehrichthaufen. Der Medizinalrat öffnete das Fenster.

„Schorsch, haben Sie einen Augenblick Zeit?"

„Nein."

„Es handelt sich um Gesche."

„Dann komme ich."

„Was hast du vor, Vater?"

„Ich will das große Ereignis der Stadt und dem Erdkreise verkünden! Nein, nicht bange werden —" Schorsch war inzwischen eingetreten. „Ich will keine Ansprache halten. Aber unser Schorsch soll wissen, daß der heimtückische Jäger uns unsere Gesche nehmen will."

„Was will er?" Schorsch sah etwas ängstlich auf Hinzpeter und Gesche, die ihm zunickten.

„Gesche will er heiraten, Schorsch. Nun hat sie ja gewissermaßen zwei Väter, Sie und mich. Da ist es nötig, daß wir uns über die Sache einigen."

Gesche fiel ihm ins Wort. „Schorsch sagt schon nicht nein. Dafür soll er auch jetzt den Verlobungskaffee mit uns trinken."

Aber Schorsch saß dann doch recht still am Tisch. Er druckste und starrte in seine Tasche. Endlich kam er mit der Sprache heraus. „Und was wird dann hier?"

„Was meinen Sie, Schorsch?"

„Ob Sie hier bei uns bleiben?"

Gesche legte ihm freundlich die Hand auf den Arm: Das wird nicht gut gehen. Über meinen Aufenthaltsort hat mein künftiger Ehemann zu bestimmen. Aber da wir einen Wagen haben, wird er Ihnen das Versprechen geben, daß wir häufig bei Ihnen zu Gaste sind. Auch als Frau Hinzpeter bleibe ich Ihre alte Gesche."

Mit diesem Trost schien sich auch Schorsch zufrieden zu geben.

*

Am nächsten Morgen, ganz früh, war Hinzpeter mit dem Auto nach der nächsten Stadt gefahren, um die Gärtnereien zu plündern. Der Wagen konnte kaum die Blumenberge fassen. Die meisten Blumen wurden dann benutzt, um damit die Schilfhütte zu schmücken.

„Schön ist es hier!" sagte Gesche glücklich, als Joachim sie hinbrachte.

Er antwortete: „Mir kommt ja selber alles so traumhaft vor. Der Kerl, der gestern im Moor umherstreifte, hat mit dem, der jetzt neben dir sitzt, nur eine geringe Ähnlichkeit."

„Darum hat Schorsch uns eben so wunderlich angesehen", sagte Gesche und atmete in langen Zügen den schweren Nelkenduft.

„Er hat mit dem Kopf geschüttelt und gebrummt, als er die Blumen mit hertragen half. „Morgen ist alles verwelkt", sagte er vorwurfsvoll. „Aber heute ist es schön! habe ich ihm geantwortet. „Freuen sollst du dich, Gesche!"

„Mir ist manchmal, Joachim", versonnen ging ihr Blick über den See, „als forderten wir das Schicksal heraus."

„Woran denkst du, Gesche?"

„An Hanna."

„Vergiß nicht, daß auch ihre Stunden voll Spannung und Zuversicht sind. Du nimmst ihr nichts. Sie hat nach wie vor den Gefreiten Hinzpeter, der im Graben ihrer gedenkt und für den sie sich täglich abmüht. Einen Heimgekehrten gibt es für sie nicht und wird es nie geben. Der Beweis dafür ist erbracht. Es wäre für mich ein sehr unguter Gedanke, wenn ich annehmen müßte, daß du dich quältest mit einer Wahnvorstellung. Die Wirklichkeit und das Heute sollen gelten, Deern."

Mit sorglichen, eindringlichen Worten gelang es Joachim allmählich, Gesches Sinnen, das nach Hanna tastete, zurückzuholen, sie davon zu überzeugen, daß der Vormittag in der Schilfhütte sein eigenes Recht hatte. Die Gedanken, die nach einem wirren Gestern griffen, mußten niedergehalten werden.

„Habe nimmer geglaubt, Gesche, daß noch eine Zeit wie diese für mich kommen könnte."

„Wir wollen sie festhalten, Joachim!" Das war das Gelöbnis eines gläubigen Jungmädchens; ein ähnliches hatte Joachim schon einmal gehört.

Kein Zug der Unruhe war mehr um Gesches Mund. Sie genoß endlich die Stunde.

„Weißt du, Gesche, daß du niemals überzeugender sprichst, als wenn du schweigst und mit deinen Kinderaugen in die wunderliche Welt schaust?"

„Willst du wissen, woran ich eben gedacht habe? Daß ich deine Braut bin. — Verlobte? Den Ausdruck mag ich nicht leiden. Braut sein heißt: Dir gehören! Daran habe ich gedacht."

Mit geschlossenen Augen sprach sie. Wie ein Kind, das sich auf Weihnachten freut, weil es nicht daran zweifelt, daß ihm alle heimlichen Wünsche erfüllt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Traum im Süden.

Skizze von **Christine Holstein.**

Es war in einem wunderschönen Herbst, als Maria della Colonna unvermutet an ihre junge deutsche Nichte und Namensschwester erinnert wurde. Der Anlaß gab Herr von Instetten, der in ihrer italienischen Villa ein blondes Mädchenbild entdeckte.

Die schöne, reife Frau mit den schweren ebenholzschwarzen Haaren hob die ringgeschmückte Hand: „Meine Nichte, Maria Terstegen. Sie heiratete mit siebzehn Jahren einen Landarzt und lebt jetzt in einem armen Heidedorf." Und in einer raschen, liebenswürdigen Aufwallung fügte sie hinzu: „Ich werde sie nach Meran einladen. Sie soll einmal wissen, was Leben heißt, la bella cara."

*

Fern im Norden liegt schwermütig und grau das flache Land. Dürre Kartoffeläcker, weite, braune Heidestrecken, vereinzelte, knorrige Kiefern, am bleichen Himmel eine matte Oktobersonne. Umdrängt von ihren drei kleinen Kindern saß Maria Terstegen auf der Veranda ihres einfachen Hauses. Sie hielt einen tönernen Topf voll Seifenschaum auf dem Schoß, und die Kleinen machten Seifenblasen.

Ihr Mann stand unten an der Verandatreppe und beobachtete das anmutige Bild, ehe er näher trat und seiner jungen Frau einen Brief aushändigte, den er eben dem Postboten abgenommen hatte. Während sie ihn las, wurden ihre blauen Augen groß, ungläubig, ihre Wangen färbten sich höher. Sie schüttelte den Kopf: „Nein . . . das kann ich doch nicht . . ." Der Mann schaute über ihre Schulter: „Doch, das kannst du schon. So etwas wird einem nur einmal im Leben geboten."

*

Es war dunkler Abend, als Maria in Meran ankam. Die Türen wurden aufgerissen. Lichter, lebhaftes Stimmengewirr. Eine Frau mit einem stolzen römischen Profil küßte sie auf beide Wangen und nannte sie mia carissima bambina. Nun glitten sie im Auto dahin. Hohe, schmale, schwarze Zypressen starrten am Wege . . .

Maria kam erst am folgenden Morgen zum Bewußtsein ihrer Umgebung und glaubte sich in ein Märchenland versetzt. Diese weiten, königlichen Räume! Diese Terrasse, auf der den ganzen Tag goldene Sonne lag! Am Abend versammelte sich eine glänzende Gesellschaft in den hohen Räumen.

Herr von Instetten hob huldigend sein Glas gegen Maria: „Der lichten Frau des grauen Nordens." Er neigte sich und küßte ihre Hand.

Herr von Instetten wurde Marias ständiger Begleiter in der nun folgenden Zeit. Die Tage und Wochen flossen ineinander, traumhaft, unwirklich . . .

Eines Nachmittags gingen sie über Thurnstein nach Schloß Tirol. Rechts und links Weingärten. Die dünnen, knorrigen Weinstöcke waren über Holzsparren gezogen und wölbten sich zu Rebendächern und Laubengängen, von denen die sonnendurchglühten Trauben in üppiger Fülle niederhingen. Ein Gespann milchweißer Stiere zog einen Wagen mit riesigen schwarzen Holzbottichen, die überquollen von Weintrauben. Höher und felsiger wand sich der Pfad; unten im Tal lag sonnengleißend Meran, und dahinter stiegen die majestätischen Berge auf. Einige Gipfel leuchteten von Schnee und Glanz, aber nach Bozen zu ragten sie ernst und dunkel und bildeten ein riesiges Felsentor, den Eingang zu jener Gruppe der Dolomiten, die man den Rosengarten nennt. Je tiefer die Sonne sank, desto zauberhafter und gelöster wurden Stunde und Stimmung. Noch lag diese große südliche Sonne voll und warm an den Hängen, und die ganze Landschaft schwamm in einem durchsichtig flimmernden Goldstaub. Allmählich begannen die Zacken und Zinnen des Rosengartens zu erglühen, sie verloren ihre Schwere und standen in zarter Verklärung wie hingehaucht am Horizont.

Maria war wie berauscht von Sonnentrunkenheit und einer feinen schmeichelhaften Betörung. Während ihre Schritte immer leichter wurden und sich in einem geheimen Rhythmus wie im Tanz denen ihres Begleiters einten, lauschte sie mit verlorenem Lächeln seiner Stimme, die gleich einer fremden Musik an ihr Ohr drang.

Da bogen sie um eine Felsenkurve. Dicht vor ihnen stieg zwischen steilen schwarzen Zypressenwänden eine weiße Marmortreppe empor, und auf den Stufen saßen zwei bräunliche Kinder und bliesen Seifenblasen in die Luft.

Die junge Frau blieb betroffen stehen. Sie faßte sich mit einer seltsamen nachtwandlerischen Gebärde an die Stirn, eine jähe Sehnsucht riß plötzlich schmerzhaft an ihrem Herzen. Sie schauerte zusammen. Es war kühl geworden, grau und erloschen starrten die Zinnen des Rosengartens; vom Tal herauf klang ein Abendglöckchen.

Mit fremden Augen schaute sie um sich. „Welchen Tag haben wir eigentlich? Mein Gott, ich muß doch nun nach Hause . . . mein Mann, meine Kinder . . ."

*

Oben im einsamen Heidedorf mit den tiefniederhängenden Schilfdächern, starrten kahle Bäume in die trübe Novemberluft. Dann begann es sachte und durchdringend zu regnen, und alles verschwamm in Feuchtigkeit und grauem Nebel. Dreschersschlag klang von den Tennen, Sperlinge hüpften; es roch nach Korn und herber Erdscholle.

Im Wohnzimmer brannte schon die Lampe. Die Kinder belustigten sich wieder mit dem Spiel der Seifenblasen. Maria Terstegen erzählte ihrem Mann von der Reise.

Der Landarzt lächelte ein wenig schwermütig. „Wird es dir denn wieder bei uns gefallen?" Die junge Frau sah ihn lebhaft an. „Ich bin froh, daß ich wieder bei euch bin. Ich hatte Heimweh. Das andere war ein Traum im Süden. Ja, so war es, wie ein glänzender Traum, den man immer wieder einmal aus der Erinnerung hervorholen und sich daran freuen kann. Ein schöner Traum ist auch etwas wert."

Kaninchen mit Glatze und Paralyse.

Eine Unterredung mit dem „Kaninchenprofessor" von Berlin-Dahlem.

(Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

— **B. P.** — Der deutsche Gelehrte Professor Nachtheim hat durch seine Tierforschungen der Vererbungswissenschaft wertvolles Material geliefert, das in der Fachwelt größtes Aufsehen erregte. Er gewährte unserem J. M.-Mitarbeiter an seiner Berliner Wirkungsstätte in einer Unterredung Einblick in seine Arbeitsmethoden und Forschungsergebnisse.

Das Institut für Vererbungs- und Züchtungsforschung in Berlin-Dahlem führt ein weltabgeschiedenes Dasein. Es ist eine Stadt für sich mit eigener Zufahrtstraße, großen Wirtschaftsgebäuden, Treibhäusern und umfangreichem Freigelände. Man möchte es kaum für möglich halten, daß in nächster Nähe der Lebensrhythmus der Reichshauptstadt mit 4½ Millionen Menschen pulsiert. In einem der villenartigen roten Backsteingebäude findet man in seiner stillen Studierstube Professor Nachtheim. Auf dem Tisch liegen neben dickleibigen wissenschaftlichen Lehrbüchern und Zeitschriften zahlreiche Kaninchenbälge.

80 Millionen Kaninchen jährlich!

„Es stimmt", erklärt der Gelehrte, „ich züchte selbst jährlich 1500 bis 1800 Kaninchen. Dieses Material reicht jedoch für meine Zwecke nicht aus, weshalb ich mich an die Züchter im ganzen Reich um Einsendung kranker Exemplare, sowie der Eltern- und Geschwistertiere gewandt habe. Wenn man bedenkt, daß es in Deutschland etwa 10 Millionen Kaninchen gibt, darunter 6 Millionen Zuchthäsinnen, die im Jahr mindestens 60 Millionen Junge werfen, kann man sich vorstellen, welche Unmenge kranker Tiere auf diese Weise zusammenkommt. Insgesamt habe ich bisher nicht weniger als 20 000 Kaninchen wissenschaftlich untersucht und dabei 20 Erbkrankheiten festgestellt, die das Nervensystem, die Augen, Haut, das Gebiß und den Schädel betreffen. Teilweise bestehen zu diesen Erbkrankheiten interessante Parallelerscheinungen beim Menschen, weshalb meine Forschungen nicht nur für die Tierhaltung, sondern auch für die Lehre von den menschlichen Erbkrankheiten von grundlegender Bedeutung sind."

Ein Viertel der Nachkommenschaft zum Tode verurteilt.

Da ist z. B. die sogenannte Schüttellähmung. Sie beginnt mit leichtem Körperzittern der Jungtiere, setzt sich mit stärkeren Schüttelbewegungen fort, geht schließlich in Krämpfe und Lähmung der Gliedmaßen über und endet gewöhnlich im dritten Lebensmonat in vollkommener Paralyse. Professor Nachtheim mußte gerade bei einer der wertvollsten deutschen Zuchtrassen, den Widder-Rammlern, an zwei besonders schönen, wiederholt preisgekrönten Tieren, sowohl beim Männchen wie beim Weibchen, die verborgene Erbanlage für Schüttellähmung feststellen.

Ein Viertel der Nachkommenschaft solcher Tiere ist erbkrank und geht spätestens nach drei Monaten unweigerlich zugrunde, während die Hälfte die Veranlagung in sich trägt und, ohne selbst zu erkranken, an den Nachwuchs weitergibt. Nur ein Viertel der Zuchttiere ist erbgesund. Mit der Schüttellähmung verwandt ist die Pseudosklerose oder Wilsonsche Krankheit beim Menschen. Ebenso bestehen Parallelen zwischen der spastischen Spinalparalyse, die in verschiedenen Gegenden beim englischen Schneckenkaninchen beobachtet wurde nud hauptsächlich als Lähmung der Hinterbeine in Erscheinung tritt, sowie der sogenannten Syringomyelie, als deren Ursache Höhlen- und Spaltbildungen im Rückenmark festgestellt wurden, und den entsprechenden Nervenkrankheiten beim Menschen.

Schreck löst Epilepsie aus.

„Dasselbe", fährt Professor Nachtheim fort, „ist bei der Heterochromie der Iris der Fall. Es handelt sich hier um eine Verschiedenfarbigkeit der Regenbogenhaut, wobei z. B. das eine Auge braun, das andere blau ist, doch auch innerhalb eines Auges verschiedenfarbige Sektoren vorkommen können. Weitgehende Parallelen bestehen wahrscheinlich auch zwischen Epilepsie beim Kaninchen und beim Menschen, doch sind die diesbezüglichen Untersuchungen noch nicht abgeschlossen. Die Epilepsie ist eine den Züchtern an bestimmten Rassen, besonders den weißen Wiener Kaninchen, seit langem bekannte Erbkrankheit. Die Anfälle können allein schon durch Hundegebell oder plötzliches Hinzutreten zum Stall bei den Jungtieren ausgelöst werden. Erschreckt rasen die Kaninchen im Stall umher, verfallen in einen Starrezustand und drehen sich schließlich unter Gliederzuckungen mehrfach um die eigene Längsachse."

Zahnschmerzen — auch beim Kaninchen.

Professor Nachtheim hat auch den Ursachen der Pelzlosigkeit oder Kurzhaarigkeit beim Kaninchen nachgespürt und, soweit der mangelnde Haarwuchs auf eine Verhornung der Haut zurückzuführen ist, ähnliche Krankheitsformen beim Menschen festgestellt, die als Fisch- oder Schuppenhaut bekannt sind. Beim Kaninchen wird die Haut zweimal so dick wie unter normalen Verhältnissen, weshalb die feinen Härchen nicht mehr durchdringen können und mit der Haut verhornen. Schließlich hat der Berliner Gelehrte noch 249 Köpfe aller in Deutschland gezüchteten Kaninchenrassen eingehend untersucht und hierbei Zahnanomalien bei 10 Prozent der Tierschädel festgestellt. Entweder fehlten bestimmte Zähne, oder es fanden sich überzählige, wenn nicht andere auffällige Besonderheiten das Gebiß kennzeichneten.

„Die Erbforschung", beschließt Prof. Nachtheim seine Darlegungen, „darf vom Kaninchen noch manche wertvollen Aufschlüsse erwarten. Es ist wie kein anderes als Versuchstier des Biologen geeignet. Die verhältnismäßig leichte Aufzucht, zahlreiche Nachkommenschaft und rasche Aufeinanderfolge der Generationen liefern die Voraussetzungen für eine Erfassung der Erbleiden, die der Züchter ausmerzt, wo er sie antrifft, der Forscher aber für erbpathologische Studien ausnutzt."



Bunte Chronik



Beinloser schwimmt 232 Kilometer.

Charles Zimmy, ein 46 Jahre alter Mann, dem beide Beine amputiert sind, schwamm dieser Tage auf dem Hudson von Albany nach Newyork. Das ist eine Entfernung von 232 Kilometern. Zimmy war 147 Stunden und 37 Minuten im Wasser. Allerdings ist ihm diese Gewaltleistung nicht gut bekommen. Als er an Land ging, stellten die Ärzte einen starken Blutandrang nach der Lunge und eine Lungenentzündung fest. Er mußte sofort ins Krankenhaus gebracht werden.

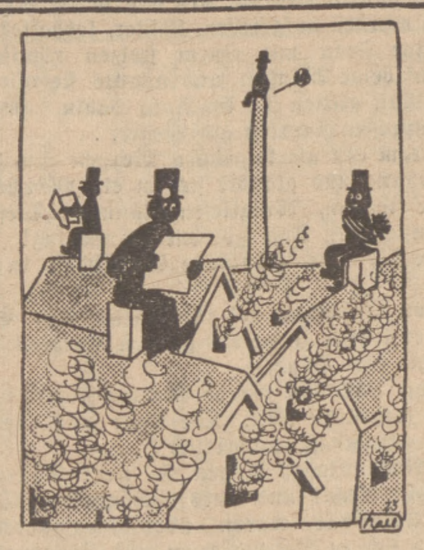
Trotzdem war der Rekordversuch recht aufschlußreich. Es zeigte sich, daß der Körper des Beinlosen schwimmfähiger war als ein normaler Körper. Zimmy brachte es fertig, auf dem Rücken liegend, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, auf dem Wasser zu „schlafen". Er nahm häufig Nahrung zu sich, die ihm vom Begleitboot gereicht wurde. Während der Schwimmtour verlor er 37 Pfund Körpergewicht. Als Schutz gegen die Kälte des Wassers hatte er sich mit einer dicken Schicht Fett eingerieben.

Für amerikanische Verhältnisse bemerkenswert ist die Tatsache, daß Zimmy durch seine gewaltsame Schwimmtour kein Geld verdiente. Der einzige Vorteil, den ihm seine Leistung brachte, war, daß die Öffentlichkeit auf ihn aufmerksam wurde und daß er nun zahlreiche Angebote für öffentliche Schwimmvorführungen bekommen hat. Zimmy erlitt im Alter von 9 Jahren einen Straßenbahnunfall, und damals mußten ihm beide Beine abgenommen werden.



Lustige Ecke





Sitzstreik der Schornsteinfeger.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.